Zeitschrift: Zeitschrift für öffentliche Fürsorge : Monatsschrift für Sozialhilfe : Beiträge und Entscheide aus den Bereichen Fürsorge, Sozialversicherung, Jugendhilfe und Vormundschaft

Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe

Band: 69 (1972)

Heft: 6

Artikel: Welche Zukunft hat die Familie? : Welche Familie hat Zukunft?

Autor: Duss-von Werdt, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-839301

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeitschrift für öffentliche Fürsorge

Beilage zum
«Schweizerischen Zentralblatt
für Staats-
und Gemeindeverwaltung»

69. Jahrgang
Nr. 7 1. Juli 1972

Monatsschrift für öffentliche Fürsorge und Jugendhilfe
Enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens
Offizielles Organ der Schweizerischen Konferenz für öffentliche Fürsorge
Redaktion: E. Muntwiler, Schwarzenbachweg 22, 8049 Zürich 10
Verlag und Expedition: Art. Institut Orell Füssli AG, 8022 Zürich
Jährlicher Abonnementspreis Fr. 19.–
Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellenangabe gestattet

Welche Zukunft hat die Familie? – Welche Familie hat Zukunft?

Vortrag an der 65. Schweizerischen Konferenz für öffentliche Fürsorge am 30. Mai 1972 in Lenzburg

Dr. phil. theol. Josef Duss-von Werdt, Zürich, Leiter des Institutes für Ehe- und Familienwissenschaft, Zürich

Für viele scheint es Tatsache zu sein, daß die Familie keine Zukunft hat. Es gibt jedoch gute Gründe, gegenüber solch kategorischen Annahmen vorsichtig zu sein. Die beiden Titelfragen meines Vortrages schließen das Weiterbestehen der Familie ein, sehen jedoch in der Familie nicht eine absolute, sondern eine veränderliche, das heißt wandelbare Größe. Zwar werden seit mindestens fünf Jahrzehnten wiederholt Todesanzeigen für die Familie veröffentlicht und zurzeit schwellen sie erneut an. Ich kann den Verdacht nicht unterdrücken, der Todes*wunsch* sei der Vater der Todesnachricht. Psychologisch betrachtet gelten solche Wünsche dem übermächtig Feindlichen, gegen welches man nicht aufkommt. So haßt der Sohn zum Beispiel seinen Vater, wünscht seinen Tod oder bringt ihn gar um. Das allgemeine Unbehagen am Überkommen, besonders an den Institutionen, zu denen auch Ehe und Familie gehören, gibt Anlaß zu allerhand Sozialutopien. Ihre Kritik am Bestehenden ist meistens dermaßen radikal, daß ihre Ziele nur dann als erreichbar erscheinen, wenn die Menschheit von der Stunde Null an neuanfangen kann. Gesellschaftskritiker sehen in der Familie das reine Produkt einer bestimmten gesellschaftlichen und ökonomischen Struktur. Bringt man diese einmal zum Verschwinden, hört die Familie automatisch zu existieren auf. Psychologische Kritiker erklären die Familie zu einem Herrschaftsinstrument der Unterdrückung von Frau und Kind (W. Reich, H. Mar-

cuse, D. Haensch und andere), zur Hauptquelle aller seelischen Krankheiten (D. Cooper), zum Hemmnis des höchsten, nämlich des sexuellen Glückes (W. Reich). Zukunftsvisionen entwerfen Bilder von totalen Kommunen, die in ihrem romantischen Überhang von frustrationsfreien, glücklichen Menschenhorden am Morgen der Menschheit wissen wollen. Die Erziehungsdefizite der Familie sollen wettgemacht werden durch die Kollektivierung und Verstaatlichung des Kindes. Schwangerschaft ist an Laboratorien zu delegieren. Infolge seiner beruflichen Mobilität und streunenden Sexualität sollen dem Manne «Wegwerf-Familien» zur Verfügung gestellt werden (Toffler) usw. Daneben fehlt es nicht an besorgten Gemütern, welche den Untergang der Familie durchaus für möglich halten aber aufhalten möchten. Nicht selten machen auch sie in einer Ideologie, welche ebenso an der Wirklichkeit vorbeigeht wie jene der Nekrologen. Sie klammern sich an eine Familienidylle, loben die Frau als Mutter und Hausfrau zutode, sprechen von Haus und Herd, als ob in allen Wohnungen noch ein lebendiges Feuer knistern würde. Unkritisch wird mit der These operiert, die Familie sei Urzelle des Staates, der Gesellschaft und ihrer Stände, was dann auf der anderen Seite mit dem Vorwurf der systemstabilisierenden Funktion der Familie beantwortet wird.

In allen diesen gegensätzlichen Positionen steckt ein Wille zur Zukunft, sei es mit oder ohne Familie d. h. mit oder ohne Vergangenheit. Wer von der Zukunft reden will, muß sich damit begnügen, Möglichkeiten aufzuzeigen und in seinen Entwürfen weiße Flecken zu lassen. Denn die Zukunft ist nur in einem beschränkten Maße vorauszusehen und machbar. Sie bricht weder als unentrinnbare Naturkatastrophe über uns herein, noch läßt sie sich inhaltlich im voraus in alle Einzelheiten festlegen. Es muß jede Prognose von einer sorgfältigen Diagnose der gegenwärtigen Situation und der in ihr wirksamen Entwicklungsrichtungen ausgehen. Eine Diagnose der Familie in ihrer gegenwärtigen Lage kann sich nicht beschränken auf eine ökonomische oder gesellschaftsstrukturelle Analyse, wie es heute Mode ist. Die Familie hat zwar wirtschaftliche Grundlagen in einem jeweils vorgegebenen System; ihre Binnenstruktur und die gesellschaftliche Funktion tragen immer die Kennmarken der jeweiligen Gesellschaftsordnung. Diese Zusammenhänge aufzuzeigen reicht aber noch nicht aus, die Existenz der Familie als solche zu erklären. Sie hat ihre biologischen Wurzeln, womit nicht nur der Zeugungszusammenhang gemeint ist, sondern auch der ganze Bereich der Verhaltensbiologie. Was sich im Gedächtnis unserer Biostruktur niedergeschlagen hat, entzieht sich einem revolutionären Zugriff und setzt ihm jedenfalls deutliche Grenzen. Schließlich bildet die Familie ein Netz von seelischen Beziehungen und prägt Charakterstrukturen, die vom jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld mitbeeinflußt werden. Es ist jedoch zu einseitig, die Familie deshalb die «psychologische Agentur der Gesellschaft» zu nennen, wie es im Anschluß an den frühen Erich Fromm immer wieder geschieht.

I. Teil — Schwerpunkte einer Situationsbestimmung der Familie heute

Wenn nun in einem ersten Teil an einigen Punkten zur Diagnose angesetzt werden soll, kann das alles nur fragmentarisch sein. Das Ziel ist aber erreicht, wenn deutlich wird, daß schon eine Diagnose außerordentlich schwer ist, und dementsprechend noch viel mehr eine Prognose.

1. Zunächst ist einfach zu fragen, was wir unter der Familie heute verstehen wollen. Der vorherrschende Typ ist, stilisierend und damit vereinfachend ge-

sagt, die Kleinfamilie von zwei Generationen. Sie generell als «bürgerlich» zu bezeichnen, ist bereits fraglich. Die bürgerliche Familie war gekennzeichnet durch die Vorherrschaft des Mannes über Frau und Kind, durch deren rechtliche, wirtschaftliche, gesellschaftliche und sexuelle Abhängigkeit. Wie die Kinder ist auch die Frau unmündig und geschäftsunfähig. Es herrschen Standesinteressen, Gewinnstreben, Aufteilen der Innen- und Außenbereiche auf Mann und Frau vor (Mackensen). Alle diese Momente sind aber heute sehr uneinheitlich ausgeprägt und zum Teil faktisch bereits durch andere abgelöst worden. Der Standesehe macht die Liebesehe den Platz streitig. Die Zahl der außerhäuslich berufstätigen Frauen nimmt zu. Die sogenannte Emanzipation der Frau ist kein bloßes Programm mehr, sondern schreitet voran. Mindestens sind für ihre größere politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit Wege offen. Natürlich ist die Entwicklung diskontinuierlich. De facto gibt es schon vieles, was de jure und gesellschaftsnormativ noch gar nicht vorgesehen ist. Der Abstand zwischen erreichtem Zustand auf der einen, Gesetz, Norm und Leitbild auf der andern Seite ist im Hinblick auf die Beziehungen der Geschlechter sehr groß.

Sozialgeschichtlich gesehen ist die Kleinfamilie als Familienform nicht das Ergebnis der Industrialisierung oder der kapitalistischen Gesellschaft, obwohl diese Behauptung gleichsam ein Dogma geworden ist. Es gab Kleinfamilien immer neben anderen großfamilialen Formen schon in der vorindustriellen Gesellschaft (Schwägler). Die Industrialisierung jedoch führte zu ihrer Isolation, zur räumlichen und damit oft auch emotionalen Entfernung von den nächsten Verwandten und den dritten und vierten Generationen. Von den Nachteilen dieser Situation wird noch zu sprechen sein.

2. Eines der besonderen Kennzeichen der heutigen Familie ist der Stellenwert der Ehe. Diese wird nicht mehr als potentielle Familie gesehen und angestrebt, sondern ist mindestens relativ von der Familie unabhängig. Die Gattenbeziehungen haben gegenüber den elterlichen einen eigenen Wert. Das wird dadurch verstärkt, daß Sexualität nicht mehr ausschließlich auf Fortpflanzung orientiert ist, sondern in zunehmendem Maße von der Ehe losgelöst gesehen wird.

Das hat schwerwiegende Konsequenzen. Früher konnte man Ehe in erster Linie von der Familie her begründen (René König). Sie war, wie eben angedeutet, eine potentielle Familie. Dies gab ihr einen objektiven, sachlich zwingenden Zusammenhalt gleichsam von außen. Kinder, Familienname, Fortsetzung des Geschlechts, Erhaltung des Familienbesitzes waren die primären Elemente, welche zur Institutionalisierung der Ehe führten. Bereits mit der Französischen Revolution und der damaligen Einführung der Scheidung wurde eine Entwicklung eingeleitet, die immer noch weitergeht. Die Ehe als Einrichtung göttlichen Rechtes wurde zum Vertrag zwischen den beiden Partnern und damit war prinzipiell die Möglichkeit der Auflösung gegeben. Was die Ehe zustande kommen läßt, ist nicht nur ein gleichsam über den Köpfen von Mann und Frau errichtetes Gesetz, sondern ihr mehr oder weniger freier Wille, sich vertraglich zu binden. Damit kommt ein subjektives Moment zum Vorschein, welches immer mehr Ausschlag gibt dafür, daß man eine Ehe eingeht. Die Subjektivierung hat heute dazu geführt, daß emotionale Werte, persönliche Erwartungen nach Glück die zentralen Beweggründe eines Eheabschlusses geworden sind. Man kann sie zusammenfassen im inhaltlich nicht aufzufüllenden Wort «Liebe».

Die Liebe aber ist ein brüchiges Fundament für eine Beziehung. Sie läßt sich nicht vertraglich sichern oder gar auf dem Betreibungsweg anfordern. Entweder

ist sie spontan da und «spielt» oder sie verschwindet und fehlt. Diese Situation bringt einen wesentlichen Unsicherheitsfaktor in die Familie. Das belegen die Scheidungsziffern. Kinder sind kein unbedingtes Scheidungshindernis mehr.

Die Aufspaltung der Familie in zwei zwar aufeinander bezogene Lebenskreise Gattenschaft und Elternschaft ist typisch für die allgemein zunehmende Aufgliederung des Lebens in verschiedene Kreise. Ehe ist nicht mehr der Familie untergeordnet oder gar deren ausschließliche Funktion. Das hat natürlich neben der genannten Ablösung der Sexualität vom Primat der Fortpflanzung und der Subjektivierung in der Ehe noch verschiedene andere Ursachen. Auf die Verlagerung der Beziehungen von Mann und Frau komme ich noch zu sprechen. Zu erwähnen wäre auch die längere Lebenserwartung, welche es mit sich bringt, daß für ein Paar die Zeit ohne Kinder, also ohne Familiengemeinschaft, die längste ihres gemeinsamen Lebens geworden ist. Sie beginnt durchschnittlich im Alter von 45 bis 50 Jahren, nämlich mit dem Moment, wo das letzte Kind das elterliche Haus verläßt. Mutter- und Vater-Sein wird zu einer Teilzeitaufgabe und es geht nicht mehr an, Frau und Mutter zu identifizieren. Muttersein ist mit anderen Worten einer der möglichen Berufe, aber nicht der lebensfüllende und -erfüllende. Die Ehe überdauert die Familie.

3. Es wurde schon viel über den gesellschaftlichen Funktionsverlust der Familie gesprochen. Neben der wirtschaftlichen Produktivität gab die Familie im Verlaufe der Zeit einen großen Anteil der Betreuung und Erziehung der Kinder, die Kranken- und Altersvorsorge bzw. -fürsorge usw. nach außen ab. Elementare Vorgänge wie Geburt und Tod ereignen sich nicht mehr zuhause. Sie sind unanschaulich geworden, so daß die Familie keine unmittelbare Beziehung mehr zum Werden und Vergehen des Menschen herstellt. Es gibt zwar genügend Gründe, diese Situation zu rechtfertigen, einen Verlust stellt sie trotzdem dar.

Infolge der Funktionsteilung zwischen Familie und Öffentlichkeit ist die Familie in zunehmendem Maße Raum des Privaten, «institutionalisierte Intimsphäre» geworden. Damit bildet sie ein Gegengewicht zur Vereinnahmung des Menschen durch die Zwänge der Arbeitswelt und der Hektik des heutigen Lebens. Das bringt allerdings auch verschiedene Nachteile und Gefahren mit sich. Das soziale Bezugsnetz der Kleinfamilie ist klein, oft genug zu klein. Die große Nähe der Mitglieder zueinander bringt sie in starke emotionale Abhängigkeit bis Überabhängigkeit. Das Gelingen des Zusammenlebens hängt weitgehend ab von der Fähigkeit der einzelnen Mitglieder, Rücksicht zu üben, aufeinander hin offen zu sein, aufkommende Spannungen zu verarbeiten, Vorrangstellungen eines Mitgliedes möglichst abzubauen usw. Jeder sollte in der Lage sein, in einem sehr hohen Maße die Erwartungen des andern zu erfüllen und seinen individuellen Ansprüchen gerecht zu werden. Das führt jedoch leicht zur gegenseitigen Überforderung. Auch ist es Erfahrungstatsache, daß eine zu große persönliche Nähe die offene Kommunikation eher hemmt als fördert. Unverarbeitete Stauungen wirken sich rasch auf das ganze Bezugssystem aus. Besonders hängt das Klima in der Familie vom guten oder schlechten Einvernehmen der Eltern ab. Oft genug werden die Kinder Opfer einer nicht gelingenden Gattenbeziehung, indem sie entweder vernachlässigt oder übervorsorglich bemuttert werden. Dazu kommt, daß die häufige Abwesenheit des Vaters die Beziehung von Mutter und Kind derart verstärkt, daß jene zum Vater kaum mehr von Belang ist. Zu welchen Störungen, Verunsicherungen und bleibenden Schädigungen das führen kann, läßt sich leicht zeigen. Die vielgepriesene Mutterliebe ist keineswegs nur positiv.

Nach außen hin ist die Familie wenig durchlässig. Sie entzieht sich einer sozialen Kontrolle und panzert sich leicht mit dem Scheinschild der «intakten» Familie. Weil nähere menschliche Kontakte zu außerfamiliären Bezugspersonen fehlen, gibt es auch keine Entlastungsmöglichkeiten über Drittpersonen, weder für die Erwachsenen, noch für die Kinder. Es ist daher durchaus verständlich, wenn viele dieser Situation begegnen möchten, indem sie sich mit anderen Familien näher zusammenschließen in Form verschieden integrierter Familienverbände, Familiengruppen, «Wahlsippen» oder wie man sie nennen mag. Die menschliche Beziehung zu Personen, mit denen man nicht im gleichen Maße engagiert ist wie mit dem Ehepartner und den eigenen Kindern, ermöglicht leichter eine rationale Verarbeitung von Konflikten und kann somit zur Förderung der Familien- und Ehebeziehungen beitragen.

Anschaulicher Ausdruck der psychologischen Enge der Kleinfamilie sind die Wohnungen, noch deutlicher ihre Anordnung in Schlafstätten weit abgelegen von dem beruflichen, geschäftlichen, gesellschaftlichen und öffentlichen Leben. Neben der geringen Quadratmetergröße wirkt sich die schlechte Schallisolation und die dadurch ständig vorhandene Angst vor Reklamationen der Nachbarn und Hausbesitzer auf die Kinder aus. Elementare Bedürfnisse nach Bewegung und Sich-austoben kommen zu kurz.

Unter der Wohnungssituation hat auch die Frau zu leiden. Kontakte, Anregungen von außen, Möglichkeiten, die Zeit sinnvoll auszufüllen, werden erschwert durch die Isolation der Wohngebiete, unregelmäßige Schulzeiten der Kinder. Über den Besitz eines Häuschens oder einer Eigentumswohnung sind meistens die Männer glücklicher als die Frauen. Abgesehen von der psychologischen Bedeutung des Eigentums haben sie mehr das Bedürfnis nach Entspannung, Ruhe und Entfernung vom beruflichen Alltag.

4. Ein wesentlicher Punkt der immer wieder erhobenen Kritik an der Kleinfamilie betrifft ihre Autoritätsstruktur. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die bürgerliche Kleinfamilie durch die ehemännliche und elterliche Autorität charakterisiert war. Wo sie zur Ideologie erhoben und vom sogenannten «Wesen» des Mannes hergeleitet wurde, konnte der Vorwurf entstehen, die Kleinfamilie sei grundsätzlich ein Hindernis für die Emanzipation der Frau, aber auch der kindlichen Entwicklung zur Autonomie. Die Polarisierung auf den Mann und Vater ist heute nicht mehr das allgemeine Kennzeichen der Familie. Zwar gibt es ihre patriarchalische Form immer noch neben Restbeständen an Patriarchalismen verschiedener Art in Mischformen. Typischer scheint aber eine Rollenunsicherheit von Mann und Frau sowohl als Ehegatten wie als Väter und Mütter zu sein. Das ist belastend sowohl für die Ehe wie für die Familie. Die Krise im Selbstverständnis der Frau mußte zwangsläufig zu einer solchen des Mannes führen. Es ist notwendig geworden, daß auch der Mann sich emanzipiert, d. h. loskommt von den hergebrachten Leitbildern der Männlichkeit und der Mannesrollen. Das erfordert allerdings einen Lernprozeß, welcher mühsam ist und noch viel Zeit beanspruchen wird. Die gegenwärtige Unsicherheit kommt am deutlichsten in der Krise der Autorität in der Familie zum Ausdruck. Im großen Erfolg der Schriften über antiautoritäre Erziehung zeigt sich die Hilflosigkeit der Elternorganisation. Die sogenannte Abdankung der Väter ist jedoch nur dann zu bedauern, wenn die Kinder künftig ohne jede Führung bleiben sollten. Wenn aber damit auf eine Autorität verzichtet wird, welche irrational, autoritär bis totalitär war, ist dies kein Schaden. Autorität ja oder nein? ist eine falsche Alternative. Leider wurde sie durch das mißverständliche Wort «anti-

autoritär» gefördert. Es geht jedoch um eine auf Verständnis, Vertrauen, Kontrollierbarkeit und Einsicht aufgebaute Autorität. Man kann nicht behaupten, sie sei schon allgemein vorhanden. Die Erziehung pendelt vielmehr zwischen zwei Extremen hin und her: Auf der einen Seite in einem oppressiven, autoritären Stil, auf der andern Seite in einem beliebigen Geschehenlassen. Beide Extreme sind aber in Wirklichkeit miteinander verwandt. Sie verunsichern das Kind und überfordern es. Machen müssen, was man will, kann ebenso sehr ein Zwang sein, wie überhaupt nichts machen dürfen. Wenn ein antiautoritärer Erziehungsstil den Interessen der Erwachsenen dienen soll, welche als die Interessen der Kinder ausgegeben werden, werden die Kinder in der ebenfalls unter Druck gesetzt. Der Erziehung in der Kleinfamilie wird vorgeworfen, sie sozialisiere die Kinder in ein kapitalistisches System hinein, damit ihre spätere Arbeitskraft wieder dem kapitalistischen Produktionsprozeß dienen könne. Ziel der Erziehung müsse demgegenüber sein, die Kinder auf den Angriff auf dieses System vorzubereiten und so jener Bewegung zum Sieg zu verhelfen, die von der Basis der Gesellschaft her soziale Herrschaft und Unterdrückung tendenziell aufzuheben vermöge (vgl. Berliner Kinderläden, antiautoritäre Erziehung und sozialistischer Kampf 1970, S. 221). Damit wird das Kind viel bewußter für eine Ideologie in Beschlag genommen, als es jene Gesellschaft tut, die man bekämpft. Ziel der Erziehung ist somit wieder nicht das Kind und seine Entwicklung, sondern Politik. Der Vorwurf der gesellschaftsstabilisierenden und -fördernden Funktion der Erziehung fällt damit auf jene zurück, welche ihn erheben. Die Einsicht, daß die Familie für das Kind den primären Sozialisationsfaktor darstellt, ist zwar durchaus richtig. Dies aber durch den Ersatz der Familie noch viel gezielter und konsequenter in die Hand zu nehmen, ist sehr problematisch, weil man dabei das Kind vergißt. Es kann weder in der alten noch in irgendeiner neuen Gesellschaft das erklärte und ausschließliche Ziel der Erziehung sein, die Kinder dem jeweiligen System völlig zu unterwerfen und anzupassen. Das wäre bloße Entfremdung und Heteronomie. An diesem Punkt scheiden sich heute die Geister, weil ihren Positionen eine ganz andere Auffassung vom Menschen, eine andere Anthropologie also, zugrundeliegt.

II. Teil — Perspektiven

Nach diesen sehr bruchstückhaften Versuchen, an einzelnen Punkten die gegenwärtige Situation der Familie zu schildern, sollen nun einige Linien ausgezogen werden in die Zukunft hinein. Ich tue es in Form von Thesen, deren allseitige Begründung hier nicht geleistet werden kann.

1. Familien wird es auch in Zukunft geben. Alle bisherigen Versuche, sie entweder radikal zu verändern oder abzuschaffen, sind auf der Strecke geblieben und es sind keine lebensfähigen Alternativen entwickelt worden. Man kann in diesem Zusammenhang hinweisen auf die Entwicklungen in den sozialistischen Staaten oder auf die Kibbuzbewegung in Israel. Trotz der anfänglichen Familienfeindlichkeit hat sich die Familie erhalten, allerdings nicht in der gleichen Form wie die ursprünglich bekämpfte. Die Entwicklung in den sozialistischen Staaten kann meines Erachtens nicht damit abgetan werden, man hätte dort eben noch nicht den «richtigen» Sozialismus installiert. Der verwirklichte Sozialismus und der Kapitalismus sind sich darin einig, in der Familie die kleinste, elementare Zelle der Gesellschaft zu sehen. In einer Veröffentlichung aus der DDR lesen wir wörtlich: «Ehe und Familie werden in der sozialistischen Ge-

sellschaft nicht, wie ihre Gegner behaupten, verdrängt, sondern erfahren durch den sozialistischen Staat, wie in der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik ausdrücklich erklärt ist, Achtung, Schutz und Förderung.» (Wir bleiben zusammen, S. 12). Das tönt geradezu bürgerlich, ist jedoch damit nicht erklärt. Die Gesellschaft ist etwas sekundäres, wie immer sie beschaffen sein mag; primär ist die Familie, auch wenn zwischen beiden eine Wechselwirkung hinsichtlich Struktur und Aufgabe besteht.

Die Versuche, die auf sich beschränkte Kleinfamilie auf größere gesellschaftliche und gemeinschaftliche Zusammenhänge hin zu öffnen, führen, soweit bis jetzt abzusehen ist, nicht zur radikalen Auflösung der Familie selbst. Ihrem Programm nach stellen zwar verschiedene politische Kommunen Alternativen zur Kernfamilie dar, doch ist ihr Aussagewert im Blick auf die Zukunft gering, weil sie bis jetzt kaum längere Lebensfähigkeit bewiesen haben.

Als erstes könnte man also für unseren Zusammenhang folgern, daß die Familie Zukunft hat.

Will aber die heranwachsende Generation die Familie noch? Man kann neueste Untersuchungen darauf hin prüfen, etwa die Schülerbefragung von Sigusch/Schmidt vor zwei Jahren. Heirats- und Kinderwunsch sind eindeutig in der Mehrheit. Läßt sich dieses Ergebnis dadurch erklären, die Jugend hätte eben die herrschende Familienideologie verinnerlicht?

2. Damit ist jedoch noch nicht entschieden, welche Familie Zukunft hat. Am wahrscheinlichsten ist das Nebeneinander verschiedener Familienformen. Eine davon wird die Kleinfamilie bleiben, andere werden möglicherweise in vermehrtem Maße sich zu größeren Verbänden zusammenschließen. Trotzdem haben die verschiedenen Formen durchgängige Gemeinsamkeiten. Infolge des differenzierten Individualitäts- und Selbstwertgefühls des abendländischen Menschen dürfte es zum Beispiel wenig wahrscheinlich sein, daß die monogame Grundstruktur der Paarbeziehungen verschwindet. Monogamie impliziert jedoch nicht zwangsläufig Dauer auf Lebenszeit. Die Häufigkeit temporärer Beziehungen, also mehrerer Ehen hintereinander, ist jetzt schon groß und die Entwicklung dürfte in dieser Richtung weitergehen. Es wäre durchaus möglich, daß monogame Ehen, die nicht institutionalisiert sind, stärker toleriert werden.

Eine zweite Gemeinsamkeit bleibt die biologisch-psychologische Beziehung zum Kind, wobei die psychologische von größerer Bedeutung ist. Auch sehr radikale Kommunen, wie die nicht mehr existierende Kommune 2, fordern für die Erziehung folgende 3 Voraussetzungen:

a) Mindestens ein Elternteil oder eine für das Kind gleichwertige Bezugsperson muß in der Kommune leben und an der Erziehung teilnehmen.
b) Kontinuität und Homogenität der Erwachsenengruppe müssen garantiert sein.
c) Es muß ein fester äußerer Rahmen für die Alltagsbewältigung und Erziehung unter Erwachsenen bestehen, damit die Kinder die wichtigsten Punkte ihres Lebens vorherrschen können (Essen, vom Kindergarten abgeholt werden, Schlafen, Vorhersehbarkeit, ob jemand am nächsten Morgen da sein wird).
(Vgl. Kommune 2, S. 104.)

Die genannten drei Bedingungen denken vom Kind her und von ihm aus ist die Zukunft letztlich zu entwerfen. Um sich entfalten zu können, bedarf es der

persönlichen Zuwendung, der affektiven Wärme, eines «soziokulturellen Mutterschoßes nach der Geburt». Nicht jede Familie ist imstande, ihm das zu bieten. Wo dies aber der Fall ist, findet das Kind Familie. Es muß nicht unbedingt bei den leiblichen Eltern sein. Die Beziehung zum Kind entwickelt sich ja nicht infolge einer naturgesetzlichen Notwendigkeit. Die biologische Bindung kann gepaart sein mit einer psychologischen Ablehnung oder einer Unfähigkeit, sich einem Kind zu widmen. Anders gesagt: nicht dort, wo es hineingeboren wird, sondern dort, wo es Liebe, Bestätigung, Zuneigung findet, ist es zuhause. Trotz ihren offenkundigen Mängeln bietet die Familie dafür die beste Chance. Die Mängel sind nicht allein einer bestimmten gesellschaftlichen Situation der Familie anzulasten, sondern beruhen in ihrem Hauptanteil in einer defizitären Liebesfähigkeit der Erwachsenen.

Gestörte oder fehlende Liebesfähigkeit gehen allerdings auf eine defekte Familie zurück, auf eine unglückliche Kindheit und Jugend. Ist also doch die Familie Quelle alles Bösen und des Unglücks? Die Familie ist Patient (Richter). In der Regel werden Krankheiten nicht dadurch geheilt, daß man den Patienten umbringt. Man forscht nach den Krankheitserregern in und außerhalb des Kranken. Von den anfälligen und angesteckten Stellen der Familie habe ich im ersten Teil schon gesprochen. Sie sind auch Symptome einer Krise des Zusammenlebens überhaupt, der Pathologie der sozialen Beziehungen also. Dabei spielt die Familie gleichzeitig als Ursache und als Wirkung mit. Nicht um sie zu restaurieren und so in die Zukunft zu retten bedarf es heute und morgen großer Anstrengungen in Therapie und Prophylaxe von Familienstörungen. Diese Maßnahmen bilden ja nur einen Ausschnitt einer sozialpsychologischen Hygiene, wie sie notwendig geworden ist, aber nicht erreicht wird, indem man sich vor das Feindbild Gesellschaft stellt und eine Radikalkur verschreibt. Dennoch braucht es verbesserte, veränderte und neue soziale Bedingungen und Rücksichten in den Bereichen von Politik, Wirtschaft, Umwelt, Schule, Erziehung, Information.

3. Wenn man sich darüber einigen kann, daß die Familie die Basis der Gesellschaft bildet, so ist damit noch nicht viel gewonnen. Es stellt sich sofort die Frage, die Basis *welcher* Gesellschaft sie denn sein soll? Damit mündet die Frage nach der Zukunft der Familie ein in jene nach den Vorstellungen der Gesellschaft von morgen. Daß sie unbesehen die Gesellschaft von gestern sein soll, wird nicht allzu viele Anhänger finden.

Wählt man als Gesellschaftsmodell die Demokratie, zu welcher hin auch bei uns in der Schweiz noch einige Fortschritte möglich wären, so muß die Demokratisierung der Gesellschaft an der Basis, also in der Familie beginnen. Denn es wäre zu einseitig, familiäre Strukturen und Ordnungen nur als Produkt der jeweils vorgegebenen Gesellschaft zu sehen, wirken sie doch ihrerseits zurück auf die Gesellschaft. In diesem Sinne ist durchaus etwas Richtiges daran, daß zuhause beginnen soll, was leuchten soll im Vaterland. Die Leuchten des Vaterlandes aber sind nicht gefügige Bürger, deren Gehorsam ihre erste Pflicht ist. Gehorsam ist zu sehr eine passive Haltung, welche Befehl voraussetzt. Das wiederum bedingt eine hierarchische Ordnung, welche nicht das Prinzip der Demokratie sein kann. Die Demokratie lebt aus der Dialektik von Anpassung und Widerstand. Geltenkönnen und Geltenlassen, Ansprüche stellen und erfüllen, Geben und Nehmen. All das muß jedoch von unten her eingeübt werden. Eine Demokratie von oben ist barer Unsinn — «Demokratur einer Minderheit!»

Die Familie von morgen muß viel mehr diesen Demokratisierungsprozeß beeinflussen. Das bedingt zunächst eine partnerschaftliche Gestalt der Ehe. Es genügt nicht, die Frau politisch gleichzuberechtigen. Sie muß als Mensch voll genommen werden. In aller Bescheidenheit müssen wir Männer wohl zugeben, daß wir in dieser Sache noch einiges zu lernen haben. Denn von der theoretischen Einsicht und Begründung der Gleichberechtigung bis zum praktischen egalitären Verhalten ist ein weiter Weg. Die Beziehung der Eltern als Mann und Frau zueinander ist pädagogisch viel wirksamer, als das, was sie an gezielten erzieherischen Maßnahmen einsetzen. Die Art und Weise, wie wir zusammenleben, was wir voneinander halten, ob wir uns gegenseitig unterdrücken und ausbeuten oder nicht macht das Klima einer Familie aus. Es selber bildet die entscheidende Methode der Erziehung.

Erziehung ist kein Einbahnverkehr von oben nach unten. Auch dem Kind gegenüber müssen die genannten dialektischen Prinzipien zur Anwendung kommen. Das bedingt, daß seine Freiheit respektiert, sein Widerstand nicht unterdrückt, sein Selbstwertgefühl nicht zerstört wird. Erst so kann es sich zur Mündigkeit entwickeln, welche in der Lage ist, Verantwortung zu übernehmen.

4. Daraus können einige familienpolitische Konsequenzen gezogen werden.

a) Eine Familienpolitik ist darauf angewiesen, nicht nur Politik für die Familie, sondern der Familie zu sein. Nun aber ist die Kleinfamilie politisch wenig oder überhaupt nicht wirksam. Ihre Einflußnahme auch auf sie direkt berührende Bereiche ist mindestens bei uns in der Schweiz klein (Schule, Wohnbaupolitik, Kindergeld usw.). Das mag damit zusammenhängen, daß es keine Familienbewegungen größeren Stils gibt. Ihr Fehlen scheint mir jedoch symptomatisch zu sein für die in sich gekehrte Familie. Wenn die Frauen mehr in die Politik integriert sein werden, wird sich die Situation vielleicht ändern. Es müßte dann aber auch Väter geben, die ihren Frauen ebenso viel Zeit einräumen für die Politik, wie die Frauen es bis jetzt ihren Männern gegenüber taten.

b) In der Wohnungs- und Siedlungspolitik müßten viel mehr kinder- und familienpsychologische Aspekte berücksichtigt werden. Natürlich fängt das schon mit der Höhe der Mietzinsen an. Wenn man jedoch danach fragt, wie kindgemäß das heutige Bauen und Wohnen sei, so muß, von einigen Ausnahmen abgesehen, die Antwort sehr negativ ausfallen. Die Befriedigung motorischer und akustischer Bedürfnisse, der Gesellung mit Gleichaltrigen, des ungezwungenen Spiels sind dermaßen beschränkt, daß seelische und gesundheitliche Schädigungen hervorgerufen werden. Der Umweltschutz des Kindes ist eine dringende Forderung der Gegenwart. Familienorientiertes Bauen seinerseits müßte den Kontakt von Familie zu Familie, aber auch unter den Generationen viel mehr fördern. Es ist ein großer Verlust, wenn ganze Quartiere nur von Jungverheirateten mit kleinen Kindern bewohnt sind, alte Menschen und Alleinstehende jedoch praktisch fehlen. Wenn schließlich in Zukunft die Freizeit noch vergrößert werden soll, wird dadurch die Familie noch vermehrt zu einer Freizeitfamilie, was neue Probleme bringt.

c) An dritter Stelle nenne ich die Bildungspolitik. Dazu gehört zum Beispiel die Ansetzung der Schulzeiten und ihre Abstimmung auf die Arbeitszeit. Besonders in Rücksicht auf die Berufstätigkeit der Frau und ihre Präsenz als Mutter ist dies im Kleinkind- und Schulalter von besonderer Bedeutung. Noch viel zentraler scheint mir aber eine umfassendere Förderung der Elternbildung. In der heutigen Erziehungssituation sind sehr viele Eltern praktisch überfordert.

Geeignete Bildungsmaßnahmen bedürfen allerdings sehr vieler eigens geschulter Kräfte und geeigneter Räumlichkeiten. Natürlich wird immer wieder der Einwand erhoben, man tue schon viel, und jene, die es am notwendigsten hätten, kämen nicht. Das dürfte aber kein Grund sein, das Angebot nicht zu verbreitern und keine neuen Methoden zu entwickeln.

Hier müßte auch einmal die Frage der Sexualerziehung in den Schulen und überhaupt erwähnt werden. Was die Schule betrifft, stellt ihre Einführung das schulische System insofern in Frage, als es in seiner jetzigen Form von den elementaren Gegebenheiten des Lebens zu weit entfernt, lebensfremd geworden ist. Sexualerziehung muß auf Leben und Glück vorbereiten. Das wird nicht erreicht, indem man ein «Fach» Lebenskunde oder Sexualerziehung, oder wie immer man es nennen mag, einführt. Worauf bereitet denn die Schule in den andern Fächern vor?

Schluß:

Was ich Ihnen in diesem Vortrag sagte, ist keineswegs sensationell, für viel von Ihnen vielleicht banal. Es ist aber heute nicht das Erste, utopische Projekte zu entwickeln, die lediglich eine irreale Flucht nach vorwärts darstellen. Dadurch würde man sich am ehesten in die Gefahr begeben, die Zukunft zu verpassen.

Die Familie ist um der Kinder willen da. Im sogenannten «Jahrhundert des Kindes» sollte uns dies selbstverständlich sein. Doch kommt man angesichts vieler Prognosen vom bestimmten Eindruck nicht los, das Kind werde vergessen.

Die Zukunft der Familie hängt letztlich an unserem Willen zum Leben, der Wille zum Leben aber am Willen zum Glück der folgenden Generationen.

Ausbildungskurs 1972/74 für Ehe- und Familientherapie

Institut für Ehe- und Familienwissenschaft, Neptunstraße 38, 8032 Zürich — Tel. 01/32 82 82

Die Initiative, Ausbildungskurse für Ehe- und Familentherapie durchzuführen geht von einer Gruppe aus, deren Mitglieder in ihrer praktischen Berufstätigkeit vom mangelhaften Angebot ausgebildeter Kräfte für die Behandlung gestörter Ehen und Familien beunruhigt sind und sich für die Verbesserung der Verhältnisse engagieren möchten.

Die Verantwortung für den Kurs liegt in den Händen dieser Gruppe. Die Organisation und die administrativen Arbeiten besorgt das Institut für Ehe und Familienwissenschaft, Zürich.

Es ist vorgesehen, später weitere Kurse folgen zu lassen.

Ziel

Der zweijährige Kurs bietet eine praxisorientierte Ausbildung für die haupt- oder nebenberufliche Tätigkeit als Ehe- bzw. Familientherapeut(in). Neben der fachlichen (diagnostischen, methodischen und theoretischen) Schulung liegt ein zweiter Schwerpunkt in der Persönlichkeitsbildung. Deshalb werden hiefür geeignete Methoden angewandt, wie persönliche Interviews, gruppendynamische Trainings, Seminare.

Die Tätigkeit des Ehe- und Familientherapeuten ergänzt und erweitert die Ehe- und Familienberatung.